

DAGMAR CECHAK

HÖRST DU

NICHT
DIE

HILFESCHREIE

Fischer & Liebkind ermitteln

Mohorjeva
Hermagoras

WÖRTHERSEEKRIMI

Hörst du nicht die Hilfeschreie

Dagmar Cechak

Hörst du nicht die Hilfeschreie

Fischer & Liebkind ermitteln

Kriminalroman

Prolog

Und dann läuft er doch wieder davon. Genau wie letzte Woche. Die Straße hinauf, bis zum Eingang zum botanischen Garten.

„Wir kriegen dich!“, die grellen Mädchenstimmen zerreißen die Stille. Blutrot reckt sich die fleischfressende Pflanze auf der Eingangstafel zum botanischen Garten dem Licht entgegen. Für einen Moment sieht es aus, als wollte sie den Jungen gleich verschlingen. Er stolpert in den Lichtkreis, stürzt, rappelt sich auf, rennt die Straße weiter, so schnell er kann.

„Hast du ihn?“

„Siehst du ihn, Mila?“

„Nein ... doch! Da vorne, los!“

Vier Gestalten tauchen kurz im Lichtkreis des Eingangs auf, schwarze Kleidung, Kapuzensweater, die Gesichter sind nur als blasse Ovale zu erkennen. Gekreische! Sie laufen ihm nach, die Jagd geht weiter. Diesmal wird Marjan ihnen nicht entkommen. Er wird schon sehen, was er davon hat, Mila ins Gefängnis zu bringen ...

Marjan rennt. Er atmet gehetzt, in seinen Ohren dröhnt der Herzschlag, die Lunge brennt. Der Umweg hat nichts gebracht, anscheinend waren sie ihm von Anfang an gefolgt, obwohl er sich so lange auf der Schultoilette versteckt hatte, bis er dachte, dass alle weg wären. Warum nur musste seine Mutter ihn in diesen blödsinnigen Förderkurs schicken? Gut, seine Noten waren nach dem entsetzlichen letzten Jahr ziemlich schlecht. Aber immerhin hatte er das Schuljahr geschafft.

Dagmar Cechak: Hörst du nicht die Hilfeschreie
Kriminalroman

Lektorat: Wolbert Ebner
Umschlaggestaltung: SuPa! * Grafik | Design | Atelier * Susanne
Rudolf
Gestaltung: Verlag Hermagoras/Mohorjeva
Redaktion: Adrian Kert

© 2023 Verlag Hermagoras/Mohorjeva
Klagenfurt/Celovec – Ljubljana/Laibach – Wien/Dunaj

Gesamtherstellung:
Hermagoras Verein/Mohorjeva družba, Klagenfurt/Celovec

ISBN 978-3-7086-1291-1

LAND  KÄRNTEN
Kultur

Die ersten Ferientage waren ruhig gewesen, er hatte sich erholt. Aber jetzt ist sie wieder draußen, und ihre Rache wird furchtbar sein, das weiß er.

„Er kann nur da vorne sein, kommt schon!“, gelte es weiter oben in der Straße.

Marjan blickt kurz auf und rennt um die Ecke in eine kleine Seitengasse, zur Hintertür eines Hauses. Schon einmal hat er sich hier in Sicherheit bringen können. Er drückt dagegen und stürzt keuchend in den Hinterhof. Seine Beine werden schwach, er gleitet an der Mauer zu Boden. Endlich in Sicherheit!

Er sah das Wasser in der Zinnwanne in der Mitte des Gartens aufspritzen, doch er hörte keinen Laut. Eine Amsel saß auf dem Wasserspeier, dessen Mund den in der Sonne leuchtenden Strahl ins Becken spie. Der Schnabel des Vogels öffnete sich, und ein ferner, leiser Klang drängte sich als vage Erinnerung in sein Hirn: Vogelgezwitscher!

Der Mann stand mit finsterner Miene inmitten des kleinen Gartenparadieses. Er wusste noch genau, wie es sich richtig angehört hatte, er erinnerte sich an das Plätschern und den Vogelgesang, aber nun war nichts mehr da. Aus den Augenwinkeln nahm er eine Bewegung wahr und drehte sich rasch zum Gartentor. Ein kurzer grauer Haarschopf tauchte hinter der Hecke auf, Rita blieb stehen und wartete.

Er räusperte sich: „Hmmm, was willst du denn hier? Gibt's nichts zu tun?“ Ziemlich laut sprach er, Rita zuckte zusammen.

„Hallo“, formte ihr Mund, und „Wie geht's?“

Er nickte, drehte sich weg und ging zum Haus. Nur nicht reden müssen, nur nicht zuhören sollen! Rita stand noch im-

mer am Tor und blickte ihm fassungslos nach. Dann lief sie ihm nach und tippte auf seine Schulter. Er drehte sich wieder zu ihr um, und sie ließ ihre Augen über diesen Mann gleiten, dessen düstere Stimmung wie eine schwarze Wolke über dem Garten zu hängen schien. Die abgewetzten Jeans und das helle, leicht verknitterte Hemd wirkten an ihm fast elegant, sein Gesicht war bestimmt von Augen, die in einem unergründlich dunklen Blau leuchteten, einem Blau, das sie immer schon fasziniert hatte. Die linke Wange war von einer rot schimmernden, kaum verheilten Narbe durchschnitten. Er hielt sich sehr aufrecht, wirkte aber irgendwie hilflos. Sie zeigte auf seine Ohren, er nickte schwerfällig und ging ins Haus, um kurz darauf wieder aufzutauchen.

„Und, wie geht es dir mit den Geräten?“, fragte sie.

Wieder brummte er missmutig, aber er hatte sie verstanden. Er deutete auf die Gartenbank und setzte sich ihr gegenüber auf einen Baumstrunk, der sonst wohl als Tisch diente. Mühsam kam das Gespräch in Gang. Die passionierte Wassersportlerin erzählte vom Anrudern auf dem See, vom neuen Zweierboot des Rudervereins, er hörte konzentriert zu, antwortete selten. Die Pausen wurden lang. Und plötzlich brach es wieder aus ihm heraus:

„Was willst du hier, gibt's nichts zu tun!“

Sie atmete tief!

„Ich brauche dich!“, sagte sie.

Er verstand nicht, wollte nicht verstehen. Um dann zu knurren:

„Mich kann keiner brauchen, Blödsinn!“

„Theo“, sagte sie. „Ich wäre sonst nicht da! Der neue Fall! Ein Kind! Bodner kommt nicht weiter, die Presse und die oben machen Druck. Ich habe mit dem Arzt gesprochen, er meint, körperlich könntest du wieder ...“

„So, meint er!“

Sie nickte. „Komm ins Kommissariat. Sieh dir die Akten

doch wenigstens einmal durch. Du bekommst jede Hilfe, die du brauchst.“

„Hilfe! Ich brauche keine Hilfe, ich brauche gar nichts, nichts, niemanden!“ Laut und rau schrie er es heraus, sprang auf, drehte sich weg, ging zum Wasserbecken und starrte in die kreisenden Wellen.

„Theo!“

Er reagierte nicht. Drehte ihr weiterhin den Rücken zu. Sie erklärte ihm den Fall, bat um seine Einschätzung, appellierte an seine Erfahrung. Erst nach Minuten wurde ihr bewusst, dass er sie gar nicht hörte, gar nicht hören konnte. „Sie müssen sich immer so positionieren, dass er ihren Mund sehen kann, und ihm vorher durch eine Berührung klarmachen, dass Sie mit ihm reden wollen“, hatte der Amtsarzt bei ihrer Nachfrage gesagt. „Dann versteht er schon, er muss sich auch noch an die Hörgeräte gewöhnen, das ist alles nicht so einfach für ihn.“

Theo stand einige Meter weg, mit dem Rücken zu ihr, also konnte er sie nicht hören, wurde ihr klar. Rita stellte sich neben ihn, stieß ihn an, und als sie sicher war, dass sie seine Aufmerksamkeit hatte, erzählte sie alles von Neuem. Als sie fertig war, blickte sie nochmals in dieses finstere Gesicht, in diese dunkelblauen Augen.

„Morgen, um 10 Uhr, pünktlich zur Kaffeepause, bist du da!“

Keine Antwort.

„Bring drei Zuckerreinkerl mit!“

Damit drehte sie sich um und ging mit der Bemerkung:

„Und lass dir die Haare schneiden!“

Die ganze Nacht lag er wach. Es ging nicht, er konnte nicht, er wollte nicht. Er würde sich nur vor allen bla-

mieren. Wie er aussah, die Narbe mitten im Gesicht. Am Nachmittag, als der Friseur seine Züge mit Schere und Rasierer freigelegt hatte, war sie wieder feuerrot zu Tage getreten. Diese riesigen Spiegel dort!

Sein Leben war gut gewesen, vorher. Die Arbeit, sein kleines Haus mit einem Schmuckstück als Garten, mit den versteckten Ecken, wo es sich so ungestört nachdenken ließ. Wo er auf die Lösung vieler seiner Fälle kam, wo er sitzen und die Akten immer wieder von Neuem, immer wieder aus einer neuen Perspektive durchgehen konnte, bis das letzte, fehlende Detail plötzlich klar vor ihm stand. Die Arbeit, die Kollegen, Rita ..., die Arbeit ..., die Arbeit ...

Dann plötzlich ein Knall, und alles war kaputt, alles anders. Die Welt war tonlos geworden und leer. Die Arbeit war weg, seine Arbeit! Die Beziehung mit Rita war schon lange Geschichte, das Haus war geblieben. Die Welt um ihn herum, fremd. Das Gesicht entstellt von der Narbe, Schmerzen, Dröhnen im Kopf, und vor seinen Augen lief ununterbrochen ein Stummfilm ab mit den Menschen um ihn, die redeten, untereinander redeten, mit ihm redeten, ohne dass ein verständliches Wort zu ihm durchdrang.

Ein Stummfilm ohne Untertitel. Sie lächelten, bewegten die Münder und taten so, als wäre alles okay. Nichts war okay! Er konnte sich im Spiegel nicht ansehen, er konnte sich und die anderen nicht hören, die Welt war verstummt, sein Gesicht durchgestrichen mit feuerrotem Stift, wie ein Rechtschreibfehler in einer Schularbeit.

Dann diese Hörgeräte, die der Arzt ihm verpassen ließ. Der Gehörsinn sei nach dem Knalltrauma schwach wiedergekommen, sagte der Arzt. Die Schmerzen waren auch wiedergekommen und die Erinnerung an den Knall. Hörtest, Ohrabdruck, Hörtest, Hörtest. Die Demütigung, den Ton nicht zu hören, nicht zu erkennen. Sagen sie „jetzt“, wenn sie den Ton hören. Der Akustiker dreht an den Reglern,

blickt erstaunt und nachdenklich auf. Anscheinend müsste er schon längst etwas hören. Er kommt nicht, der Ton, der Schweiß bricht aus, der Ton müsste schon längst da sein. Vielleicht ist er das, dieses leichte Vibrieren. Er schreit „jetzt!“, sein Gegenüber nickt wissend.

Dann die Anpassung. Der Schock, als nach fast einem Jahr der erste Laut in sein Hirn gedrungen war. Wiederholen Sie die Worte, die sie hören. „an“ – nein, „Abn“ – nein, „Kabn“ – jetzt ist es richtig. Warum hört er das „K“ so schlecht? Anpassung, Nachjustierung. Sie tun weh, die Laute, vor allem die Nicht-Wörter, die Geräusche. Sie schockierten ihn, er hatte sie inzwischen beinahe vergessen, obwohl sie früher immer so selbstverständlich um ihn herum waren, konnte er sie nun nicht zuordnen, wusste er sie nicht mehr zu deuten. Verdammt, warum soll er sich das antun?

Als er endlich aus dem Klinikum entlassen wurde, hatte er sich zu Hause eingeschlossen, die Türe verbarriadiert, die Rollläden herabgelassen, sich aufs Bett geworfen, die Decke um den Kopf gewickelt. Nur nichts hören müssen, nur die Ohren nicht öffnen, nur keinen Ton ins schmerzende Hirn lassen.

Drei Tage später der nächste Anpassungstermin. Sie gaben sich Mühe. Er nicht. Er war fest entschlossen, nichts daran gut zu finden. Und das war ihm auch gelungen.

Doch nun war Rita gekommen. Sportlich gekleidet wie immer, direkt vom Rudern, er konnte den frischen Wind und den See in ihren Haaren direkt riechen. Sie redete, und zum ersten Mal wollte er doch hören, ging ins Haus und steckte sich die Hörgeräte in die Ohren. Und wirklich, sie stand vor ihm und er verstand, was sie sagte, zumindest das Meiste. Sie brauchte ihn. Ihn! Einen Krüppel! Lächerlich! Er wurde wütend. Es beeindruckte sie nicht, sie kannte ihn wie niemand anderer, sie redete weiter, wiederholte sich, bis sein Kopf weh tat von so vielen Worten und Sätzen. Ein

schwieriger Fall. Sie hatte Bodner darauf angesetzt, der konnte gut mit Bonzen, aber bei den Ermittlungen käme er nicht weiter. Er, Theo, solle kommen, als außerordentlicher Kommissar, sie würde ihm Hilfe zur Seite stellen, alles, was er braucht. Hilfe, ha, so weit war es schon mit ihm! Vielleicht eine Krankenschwester, ja? Oder einen Rollator, falls er stolpert, der arme Krüppel?

Wutschnaubend warf er sich im Bett herum. Und wenn er hinginge. Dann wollten sie ihn womöglich alle begrüßen und wissen, wie es ihm ging, und er würde nichts hören, nichts verstehen, und alle um ihn herum würden reden, reden, den Mund bewegen, Geräusche machen, und er mittendrin – allein in der Wüste der tonlosen, dröhnenden Einsamkeit.

Er versuchte, realistisch zu sein. Im Endeffekt würden natürlich nur Rita, Bodner und Raphael da sein. Die könnte er schon bewältigen, und wenn es zu viel würde, konnte er immer noch gehen. Er spürte, wie das Verlangen in ihm wuchs, wieder dabei zu sein. Sie fanden die letzten, die wichtigsten Beweise nicht! Das war immer sein Spezialgebiet gewesen. Nicht die einfachen Morde, nein, die komplizierten Geschichten, die liebte er, oder die, wo alles erst so einfach aussah, wo man die Verdächtigen von Anfang an zu kennen glaubte, wo sich dann die Beweiskette partout nicht schließen ließ. Der Gedanke allein ließ seine Finger prickeln und den Kopf leicht werden.

Ein Schüler war tot. Man war es ihm doch schuldig, seinen Mörder zu finden. Wenn die anderen es nicht schafften! Ein dreizehnjähriger Junge, ermordet. Ein Kind! Theo stampfte frühmorgens in seinem kleinen Garten auf und ab. Seit sich sein Gehör fast verabschiedet hatte, ging er oft mit

besonders lauten Schritten, um wenigstens den dumpfen Ton des Aufstampfens zu hören oder zu fühlen, so genau wusste er nicht, welcher Sinn da einsprang. Er war wütend auf Rita. Wozu hatte sie ihm das alles erzählt. Es interessierte ihn nicht mehr. Es war vorbei. Auch wenn er in der Nacht kurz daran gedacht hatte, doch wieder einzusteigen, er konnte nicht mehr arbeiten, wollte nicht mehr. Obwohl ihm schon in den letzten Wochen bewusst geworden war, dass ihm etwas abging. Die Arbeit hatte sein Leben bestimmt, dieses Bohren und Suchen und Entdecken von Zusammenhängen, das Sich-Hinein-Versetzen in die Gedankengänge der Täter, dieses Zusammensetzen von Ideen und Fakten, immer wieder neu sortieren, bis endlich das letzte Puzzleteil an seinem Platz war und die Beweiskette schlüssig und unwiderlegbar vor ihm lag. Wie oft hatte er, wenn alle anderen sich schon zufriedengaben, obwohl das Ergebnis nicht eindeutig, daher auch nicht beweisbar war, noch einmal um die Ecke gedacht und den Fall von einer anderen Seite beleuchtet. Und immer wieder hatte genau das den Erfolg gebracht. Ihm war nie daran gelegen, gelobt oder befördert zu werden, er genoss nur diese tiefe Befriedigung, wenn er den Opfern oder deren Angehörigen den Täter präsentieren konnte.

Nach jenem September aber hatte ihm die Ermittlungsarbeit nichts mehr bedeutet. Sein Körper war mit Heilung beschäftigt, sein Denken wie gelähmt von der Stille, die ihn plötzlich umgab. Doch in den letzten Wochen hatte er wieder so etwas wie Leben in sich gefühlt. Und nun quälte Rita ihn schon mit einem Fall, obwohl sie genau wusste, dass es nicht funktionieren würde, egal, was der Arzt sagte. Seine Faust donnerte auf den steinernen Gartentisch, die Wut schrie in seinem Kopf. An manchen Tagen war er sich nicht einmal sicher, ob er sie nicht auch laut hinausschrie.

Unbekannte Täter, ein toter Junge. Theo fühlte sich wie ein verwundeter Tiger, der die Beute witterte, aber nicht in

der Lage war, anzuspringen. Unsinn, warum sollte er sich das antun. Er würde gleich am Vormittag ins Reisebüro gehen und die Irland-Reise buchen, die er sich schon lange vorgenommen hatte. Er würde sich ein Hausboot mieten, am Shannon sitzen und seine Angel ins Wasser halten. Dort waren wenig Menschen, es würde nichts ausmachen, wenn er nichts hörte. Den Fischen wäre es egal und Rita könnte ihn gernhaben! Er würde nicht zurückgehen!

Punkt neun Uhr dreißig stand Theo vor der Bäckerei, die Besitzerin, Frau Kutter, kam zur Tür und begrüßte ihn fröhlich.

„Wie schön, Sie wieder zu sehen, Herr Fischer. Wie geht's? Was darf's sein? Zwei Zuckerreinkerln, wie früher?“

Ihre Unkompliziertheit half ihm. Ein Gefühl der Normalität machte sich breit. Locker meinte er: „Nein, heute bitte drei!“

Das Kommissariat wirkte unverändert. Als wären nicht neun Monate vergangen, seit er das letzte Mal durch diese Glastür gegangen war. Er stieß die Tür auf, spazierte mit einem kurzen Nicken vorbei an der Portierloge, am diensthabenden Beamten, der den Mund öffnete, die Arme hochriss und in einen begeisterten Begrüßungssermon ausbrechen wollte, doch da war Theo schon im Lift verschwunden. Rita blickte kurz auf und drehte sich weg, bis sie das unglaublich erleichterte Grinsen auf ihrem Gesicht wieder unter Kontrolle hatte, dann nickte sie ihm zu und sagte betont sachlich: „In den Konferenzraum.“

Als wäre nichts gewesen, saßen sie dann dort, aßen Zuckerreinkerln, die ihnen die Finger verklebten, tranken Kaffee und sortierten Fakten: Marjan Klein, ein 13-jähriger Klagenfurter Junge, ermordet, nahe seiner Schule auf-

gefunden. Erwürgt mit einem Ladekabel. Verdächtig: eine Mädchengang, Mitschülerinnen, die ihn seit längerem mobbten und bedrohten, vor allem, nachdem die Rädelsführerin aufgrund einer Klage seiner Eltern verhaftet worden war. Die Mädchen waren allesamt aus gutem Haus, mit einflussreichen Vätern. Rita fasste den Ermittlungsstand zusammen: „Wir kommen nicht weiter, die Mädchen mauern, die Eltern schicken ihre Anwälte, die Presse wütet über die Unfähigkeit der Polizei und über die Zahnlosigkeit der Justiz.“

Kollege Bodner war nicht da, das dritte Zuckergebäck stand verwaist auf seinem Teller.

„Gleich!“, sagte Rita, lächelte eigenartig und sah auf die Uhr.

Die sorgfältig sortierten Blätter flogen plötzlich in einem Windstoß durch den Raum, als die Türe heftig aufgerissen und mit einem Knall wieder zugeworfen wurde. Theo zuckte schmerzhaft zusammen. Die Hörgeräte schrien auf, in seinem Kopf war Alarm. Und gleich noch ein zweites Mal, als ein übergroßer Schlüsselbund mit Krach auf die Tischplatte gepfeffert wurde. Eine helle Stimme schnitt in sein Hirn, laut und rücksichtslos.

„Ich hab’s geschafft, eine Minute vor zehn! Persönlicher Rekord!“

Eine ausgestreckte Hand verdeckte sein Gesichtsfeld. Laut hallte es in seinem Kopf. „Flora Liebkind, hallo, ich bin die Neue! Was liegt an? Von mir aus können wir gleich loslegen.“

Theo blinzelte. Eine junge Frau stand vor ihm, Hose und Jacke im Military Look und nicht einmal sauber – wie ein Soldat, der gerade in ein Schlammloch gefallen war, sah sie aus, die ganze Erscheinung gekrönt von einem grellroten Haarschopf und einem – er musste es zugeben – einfach entwaffnenden Lachen. Sie hielt ihm noch immer die Hand vors Gesicht, er schob sie weg, wie eine lästige Fliege, und sah Rita

fragend an. Die hatte ihren Sessel bis an die Wand zurückgefahren und beobachtete das Schauspiel nervös lächelnd.

Die Glastür des Kommissariats war noch nicht ganz geschlossen, als die Polizeichefin aus dem Lift stieg, um ihn zurückzuholen, doch Theo war schon um die Ecke und außer Sichtweite. Gut war es nicht gegangen, das erste Kennenlernen. Sie hatte einiges befürchtet, aber so schlimm?

„Wie bitte?“, hatte Flora Liebkind empört gefaucht. „Unterstützende Assistentin? Haben Sie meine Beurteilungen gelesen? Ich hatte als jüngste Ermittlerin Ostösterreichs bereits einige Erfolge, ist Ihnen das klar? Unterstützende Assistentin! Dafür bin ich hier in die Provinz gekommen?“

„Versetzt worden!“, hatte Rita trocken gekontert, „Ihre Beurteilungen sind nicht schlecht, die habe ich natürlich gelesen, aber auch die zahlreichen Verwarnungen.“

Bevor Flora hätte antworten können, war Theo schon auf den Beinen. Ein rauhes, lautes: „Vergiss es!“, war aus seiner Kehle gequollen, und weg war er gewesen.

Rita ging ins Büro zurück. Frau Liebkind – was für ein Name für diese junge Kratzbürste – saß noch im Konferenzraum und ließ ihren Schlüsselbund immer wieder auf die Platte des Besprechungstisches knallen. Lärm schien ihr nicht wirklich viel auszumachen. Rita begann zu erklären. Kommissar Fischer sei einer der fähigsten Leute, schwer verletzt nach einem Einsatz, der ihm fast das Leben gekostet hätte, zurückgeblieben sei eine hochgradige Schwerhörigkeit, verursacht durch ein Knalltrauma. Sie versuche, ihn wieder einzugliedern, sie wolle auf seine erstklassige Ermittlungsarbeit nicht verzichten, Anfangsprobleme würde es geben, ja. Auf jeden Fall, das sei klar, benötige er Unterstützung. Man könnte von ihm und seiner

Arbeitsweise viel lernen, er müsste aus seinem verletzungsbedingten Tief herausgeholt werden, es wäre für beide eine Herausforderung, die für sie wertvoll werden könnte.

Würde Theo es schaffen? In ihrem Innersten war sie sich sicher. Aber wie es nach außen vertreten? Nicht nur die Liebkind würde alles tun, um ihn loszuwerden, auch Bodner würde nicht begeistert sein. Der zweite Kommissar war bemüht, solange er schnell an sein Ziel kam. Nicht nur eine voreilige Verhaftung war darauf zurückzuführen, dass er nach den ersten Verdachtsmomenten blind entschlossen zuschlug. Zusätzliche Recherchen, die er als „überflüssige Fleißaufgaben“ bezeichnete, interessierten ihn wenig. Andererseits war er oft übervorsichtig und konnte ungeheuer diplomatisch sein, weil er nur ja nicht anecken wollte. Was manchmal ein wohltuender Charakterzug im Kontrast zu Theos Verhalten war. Für Einsätze bei „Promis“ war Bodner entschieden besser geeignet.

Bei dem Mordfall des Jungen hatte sich Bodner sehr schnell aus der Schusslinie gebracht, als der Verdacht sich immer mehr in die Richtung der Mädchengang entwickelte. Er hatte dafür plädiert, den Fall ungeklärt zu den Akten zu legen, und war auf Urlaub gegangen. Sie war das Gefühl nicht losgeworden, dass er die Konfrontation mit den mächtigen Vätern der Gangmitglieder scheute, oder vielleicht sogar von den Anwälten unter Druck gesetzt worden war. Als nun die neuen Indizien rund um diese Mila auftauchten, war sie zu Theo gegangen. Er musste den Fall übernehmen. Sie wusste noch nicht wie, aber sie würde ihn dazu bringen, wieder einzusteigen. Und zwar zusammen mit Flora Liebkind. Rita war überzeugt, dass aus beiden ein gutes Ermittlerduo werden konnte. Mochte es anfangs auch noch so krachen. Wie zur Bestätigung zerschnitt plötzlich ein Blitz den Himmel, gefolgt von einem dröhnenden Donner, der Rita von ihrem Sessel riss. Bis sie beim Fenster war, um es zu schließen,

war der Boden schon nass. Ein heftiges Sommergewitter war auch über ihre Gedanken hereingebrochen.

Er war gegangen, es hatte ihm gereicht. Bis oben hin. Nur an der ersten Straßenecke war er kurz stehengeblieben, um die Hörhilfen sofort aus den Ohren zu nehmen, in ihr Etui zurückzustecken und dieses in seiner Jackentasche zu versenken. Wütend war er durch die Stadt gestapft, im ärgsten Gewitter, den Lendkanal entlang bis zum See hinaus, zu den Liegeplätzen der Boote. Er setzte sich auf die Planken, zog die Schuhe aus und hing die Füße zwischen die Schlingpflanzen, die bei den Stegen wuchsen, ins Wasser. Er hatte gewusst, es würde schief gehen. Lautlos nagten die kleinen Wellen am dunklen Holz der Stämme, die als Pfeiler für den alten Bootssteg dienten. Lautlos schüttelte der Schwan ein Stück weiter draußen seine Flügel aus, die Wassertropfen perlten und leuchteten im ersten Sonnenstrahl, der nach dem tobenden Sommergewitter zwischen den Wolken durchkam. Lautlos! Natürlich, dachte Theo, und verzog ironisch den Mund. Lautlos nur für mich! Genauso wie die Blitze eben fast lautlos über dem Wasser niedergegangen waren, bis auf den allerstärksten, so gut wie ohne Donnergeräusche. Er drückte die Hände an die Schläfen, und die Erinnerungen waren wieder da. Das sanfte Plätschern des Wassers, das Grollen des Donners und das eigenartige, surrende Geräusch, das die Schwäne mit ihren großen Flügeln verursachten, wenn sie sich über dem Wasser aufrichteten und schüttelten. Und das Singen in der Luft, wenn die großen Vögel in Gruppen über den morgendlich stillen See zogen und ihre Flügel mit Kraft und Eleganz auf und ab bewegten. Sein Leben lang hatte er das alles ganz

selbstverständlich wahrgenommen. Bis zu jenem Einsatz! Der ohrenbetäubende Knall hatte seine Ohren im wahrsten Sinne des Wortes betäubt, hatte jeden Laut hinter meterdicker Watte verpackt, die um seinen Kopf lag. Er fühlte die Schmerzen an seiner Wange, die damals von der Kugel zerissen worden war, die Wunde glühte wieder, als wäre sie nie verheilt.

Theo stieg in sein Boot und zog sich aus. Er schlüpfte in seine Badehose und glitt ins Wasser. Ohne die geringste Bewegung ließ er sich sinken, bis sich das Wasser über seinem Kopf schloss. Die Kühle auf seiner Wange ließ den Schmerz abebben, er drehte sich und schwamm mit weit geöffneten Augen nach unten, bis seine Hände den Boden greifen konnten. Kurz tauchte er auf, nur um Luft zu holen, und stieß wieder nach unten, diesmal ein wenig weiter rechts, um dorthin zu kommen, wo am Grund noch immer die hölzernen Lattenroste der alten Militärschwimmschule verankert waren, Überreste eines längst vergessenen Bauwerkes aus dem Beginn des letzten Jahrhunderts. Er hangelte sich von Latte zu Latte am Boden entlang, bis seine Bauchmuskeln sich krampfartig zu bewegen begannen, im hektischen Versuch, noch das letzte Quäntchen Luft in die Lungen zu treiben. Er tauchte auf und ließ sich wieder sinken. Hier unter Wasser schien die Watte um seinen Kopf nicht so dicht zu sein, hier war er beinahe glücklich.

Das Wasser war immer schon sein Element gewesen und sein Boot sein Rückzugsort. Dort hatte er, nachdem er aus dem Krankenhaus entlassen worden war, lange Tage verbracht, das Boot soweit hinausgerudert, dass er nicht in Gefahr kommen konnte, von jemand angesprochen zu werden. Seine Angel hatte er nicht mitgenommen, in den ersten Monaten nach dem Angriff hatte es ihm gereicht, einfach das Schaukeln des Bootes zu spüren oder auch nur das warme Holz des Steges zu riechen und ins Wasser zu starren.

In großen Zügen schwamm er, den Kopf immer unter Wasser, hinaus in den See. Die Schmerzen hatten aufgehört, das Dröhnen im Kopf ebenso. Die Regenwolken waren vom Wind weggeblasen und die untergehende Sonne malte einen roten Streifen auf das ruhiger werdende Wasser. Er drehte sich auf den Rücken, ließ sich treiben, steuerte mit einigen langsamen Beinschlägen, bis er wieder beim Steg angekommen war. Wie in alten Zeiten zog er sich mit einer durchgehenden elastischen Bewegung auf die warmen Planken und legte sich auf den Rücken. Seine Haut genoss das sanfte Prickeln der herabgleitenden Wassertropfen. Erst als er trocken war, zog er mit seinen Kleidern den Alltag wieder an. Nur wenig blieb von der Wärme und dem Wohlgefühl in ihm, als er einen letzten Blick aufs Wasser warf. Eine Rotfeder zog im Wasser ihre Runden. Wütend hob er einen Stein, um die friedliche Ruhe des Fisches zu stören, ließ ihn wieder sinken. Was konnte der dafür! Verdammt, was konnte er dafür! Ja, kein Selbstmitleid, Theo, so tief sinkst du mir wieder nicht!

Er band seine Schuhe zu und richtete sich auf. Er hatte sich heute Morgen nun einmal entschlossen, bei der Aufklärung des Falls zu helfen. Das würde er tun. Das Gefühl, im Kommissariat zu sitzen, war zu gut gewesen, der Jagdinstinkt hatte sich geregt. Er würde es tun. Ohne diese rot haarige Irre natürlich. Das würde er Rita sagen! Sofort.

Flora saß spätabends, das Tablet auf dem Schoß, auf dem winzigen Balkon ihrer neuen Wohnung und telefonierte lautstark mit ihrer Freundin in Wien.

„Das musst du dir einmal vorstellen: Von wegen, arbeiten Sie, wo andere Urlaub machen, genießen Sie die Freiheit!‘ Diese Polizeidirektorin, adrett und spießig bis zum Letzten,